

Gerhard Meier meets Bach – ein weltlicher Gottesdienst
19. November 2017, 11 Uhr, Alte Kirche Zürich Witikon

Adrian Furrer, Lesung
Agata Lazarczyk, Violine
Christoph Ammann, Pfarrer

Musik zum Eingang (Agata): Partita No. 3 E-Dur BWV 1006, Loure

Biographische Skizze

Geboren wurde ich 1917 in Niederbipp,
einem Dorf am Südfuss des Juras,
wo ich dann meine Jahre verlebte.

Die so genannte Aufklärung verpasste ich sozusagen.
Ideologien grausten mir und grausen mir immer noch.
Dem Meister aus Nazareth durfte ich nahe sein,
den Leuten, den Massliebchen, Schwalben, Schmetterlingen
und Dorli, die nun in den Gärten wohnt.

Existieren durfte ich im Verborgenen.
Und meine Schreibe ist ein bisschen daneben.
Das Leben ist manchmal auch anderswo.
Vielleicht im Rauschen russischer Weiten?

Begrüssung

Herzlich willkommen!

Wir haben eben die „Biographische Skizze“ von Gerhard Meier gehört. Vor hundert Jahren wurde er geboren, vor 8 Jahren wurde dieser Text an seiner Abdankung in der reformierten Kirche Niederbipp gelesen. In diesem Dorf am Jürasudfuss hat Meier nicht nur seine „Jahre verlebt“, davon 60 Ehejahre mit Dora Vogel – seinem Dorli – und 30 Jahre als Mitarbeiter einer Lampenfabrik; er hat es auch als Amrain literarisch verewigt und zum Zentrum seines poetischen Kosmos gemacht.

„Wenn ich durch Amrain gehe, habe ich manchmal ein Gefühl, als schritte ich durch meine Schreibe.“, formuliert er in seinem letzten Werk „Ob die Granatbäume blühen“, dem bewegenden Erinnerungsbuch, in dem er nach dem Tod von Dorli den Dialog mit ihr fortführt.

„Ich gehe an einen Text heran eher wie ein Musiker an eine Partitur, also eher über das Gehör, über die Klänge, als über den Intellekt.“, hat Meier seinem Freund Werner Morlang, der übrigens fast auf den Tag genau vor 2 Jahren gestorben ist, in einem der Amrainer Gespräche berichtet. Und er fährt fort: „Wobei ich Respekt habe vor dem Intellekt und ihn

mitspielen lassen möchte, aber weißt du: Die übrige Welt setzt ja ganz auf Intellekt. [...] Die Welt will das Leben in den Griff bekommen, und das kann nach ihrer Auffassung nur über den Intellekt passieren. [...] Ich habe immer ein gutes Verhältnis zu den Kindern oder zu den Schwalben gehabt. Das sind Geschöpfe, die ganzheitlicher leben, nicht nur mit dem Intellekt, sondern auch noch mit den anderen Instrumentarien, mit dem Instinkt oder mit dem Gefühl. Dadurch zeichnet sich die Kunst aus, dass sie in Bereiche vorstösst, die jenseits des Intellekts liegen.“

Das gilt für die Prosa Gerhard Meiers, die das Unausprechliche in ihren Spiralsätzen zu bergen und zu evozieren vermag; es gilt aber auch für die Musik, die wir heute hören. Johann Sebastian Bachs Werke für Violine solo, aus denen wir heute einige Sätze hören. Adolf Muschgs Diktum, aus Meiers Prosa entstehe „ein Vibrato, das unter die Haut und an die Seele geht.“, trifft auf Bachs Partiten genauso zu. Nicht nur Johannes Brahms hielt die Ciaccona aus der Partita d-Moll für einer „der wunderbarsten, unbegreiflichsten Musikstücke. Auf ein System für ein kleines Instrument schreibt der Mann eine ganze Welt von tiefsten Gedanken und gewaltigsten Empfindungen. Hätte ich das Stück machen, empfangen können, ich weiß sicher, die übergroße Aufregung und Erschütterung hätten mich verrückt gemacht.“ Auch Gerhard Meier war ein grosser Bewunderer dieser Musik, und dieses Satzes im Besonderen.

Gerhard Meier hat in seinem Leben nur eine einzige Predigt geschrieben, und die hat er dann später nicht nur in seinen Roman „Der schnurgerade Kanal“ eingebaut, er hat sie auch selbst gehalten, und zwar 1976 in der reformierten Kirche Vaduz. Diese Predigt ist unsere heutige Bergrede.

Nach dem Gottesdienst in Vaduz – erzählt er – habe es damals „noch einen Bücherverkauf“ gegeben. Er hätte „den Menschen inständig abgeraten, ihr Geld für meine Bücher zu verschleudern“, aber sie hätten „trotzdem gekauft“. Bei uns gibt es nach dem Gottesdienst nichts zu kaufen, dafür ein Glas Wein und etwas zu essen – davon rate ich ich ihnen nicht nur nicht ab, ich lade sie sogar herzlich dazu ein.

Musik (Agata): Partita No 3 E-Dur BWV 1006, Menuet I

„Warum ich mich zu den Christen geschlagen habe“ (Adrian)

Musik (Agata): Partita No 3 E-Dur BWV 1006, Menuet II

»Der Glanz des Gewöhnlichen« – Nachgedanken zur Bachthalener Predigt

Das Christliche sei „eine wunderbare Möglichkeit“, und für ihn „die Möglichkeit“, so Gerhard Meier einmal gegenüber Werner Morlang, wobei er „zur Spiritualität schlechthin einen guten Bezug habe, sei sie nun indianisch, buddhistisch oder hinduistisch.“ Das heisse aber nicht, dass er „die Aufklärung rückgängig machen wolle“. Er sei nicht einer, „der an Hokuspokus glaubt wie gewisse aufgeklärte Leute“.

Ich selbst, muss ich sagen, bin nun einer, der zwar zur Sache der Spiritualität durchaus einen guten Bezug hat, zu den Begriffen ‚spirituell‘ oder ‚Spiritualität‘ aber eher weniger. Allzu oft, will mir scheinen, wird der Begriff nicht nur gedankenlos, sondern geistlos verwendet. Bei Meier ist das anders. Ich verstehe, was er meint, wenn er sein Alter Ego Baur ein „Vakuum an Spiritualität“ diagnostizieren lässt, „das uns sozusagen an den Rand des kosmischen Abgrundes“ sauge. Ich würde sogar sagen: Vielleicht ist dieses Vakuum sogar noch deutlich akzentuierter spürbar heute. Und ich verstehe auch, wenn Meiers Werk als eines bezeichnet wird, in dem das „Spirituelle“ allgegenwärtig ist. Ich glaube sogar, dass es nicht zuletzt dies ist, was viele Leserinnen und Leser immer wieder in seinen Werken suchen und finden.

Aber was ist das für eine Spiritualität, die das Werk des Amrainer Poeten durchzieht? Es ist, soviel ist klar, eine *geerdete* Spiritualität. Spiritualität müsse „an der Banalität aufgehängt werden, sonst ist sie nicht haftbar, auch nicht behaftbar“, meinte er selber einmal. Spiritualität braucht Reibung, braucht Widerstand – sonst wird sie wolkig. Meiers christliche Spiritualität ist nicht weltflüchtig, sondern im Gegenteil in höchstem Masse weltzugewandt. Das gewöhnliche Leben, das Alltägliche, ist Meiers Element. „Ich bin ihr einfach verfallen, der Schönheit der Gewöhnlichkeit, der Grösse der Gewöhnlichkeit.“, hat er einmal gesagt.

Bei Meier wird das ganz Gewöhnliche zum Ereignis. In seinen Büchern ereignet sich äusserlich kaum etwas. Dass sie spannungsarm sind, wäre eine Untertreibung. Aber nicht um die Handlung und das, was darin passiert, geht es, sondern ganz um das *Wie*: Wie etwas beschrieben wird, wie auch das Unscheinbarste wahrgenommen wird und so seine Würde erhält. Das Entscheidende ist die Art und Weise, wie Meier auf die Welt blickt. „Genauso wie Meier die Welt anschaut, schaut sie sekundenweise als Paradies zurück.“, hat Andreas Isenschmid einmal geschrieben.

Ich würde nicht zögern, diesen Blick als einen der liebenden Aufmerksamkeit zu bezeichnen. Als einen Blick, der das, was er in den Blick nimmt, nicht kritisch mustert, nicht zergliedert und an anderem misst, sondern es wahr nimmt, in seiner ganzen Unscheinbarkeit, in seiner Zerbrechlichkeit, in seiner unverwechselbaren Eigenart.

In unserer Predigt staunt Meier selbst über Kohelets poetische Kraft, die „aus Rhythmus und Mühsal das Haschen nach Wind“ entstehen lasse und zudem „ihrer Kreation seltsamen Glanz“ verleihe. Er fängt damit präzise den Zauber ein, der auch seiner eigenen Schreibe innewohnt: Dass aus spiralförmigen Sätzen, dem scheinbar ziellosen Umkreisen der Dinge und dem Erinnern von scheinbar belanglosem eine Ahnung entsteht vom Geheimnis, das allen Dingen innewohnt.

So wird aus dem prosaischen Kaff Niederbipp das Zentrum eines flirrenden poetischen Kosmos, ein Ort der Sehnsucht, aber auch ein Ort, wo sich Himmel und Erde berühren, zumindest dann und wann. Die Sehnsucht nach Weite findet bei Meier ihre Befriedigung nicht in der Flucht aus der Enge der Provinz, nicht im Flug in die grosse weite Welt; er findet das Grosse im Kleinen, im sorgfältigen Blick auf alles, was da so ist, und dem wir üblicherweise wenig Beachtung schenken.

In der Bachthalener Predigt stellt Meier dem geistlosen Tun der Macher, dem mechanischen Produzieren eines bestimmten Ergebnisses, die ganz alltäglichen Verrichtungen gegenüber. Die Macher produzieren schnurgerade Kanäle. Sie begradigen das, was krumm ist. Sie berechnen und optimieren, sie kalkulieren und reduzieren.

Das Gegenstück zu den Machern sind nun nicht die Nichts-Tuer, sondern „die Leute“, die das Unspektakuläre tun, das halt getan werden muss: Windeln wechseln, Fahrräder reparieren, Schuhe flicken. Keine besonders spirituellen Praktiken, würde man meinen. Aber eben: Das Spirituelle bildet nicht eine gesonderte Region *neben* allen anderen alltäglichen Praktiken. Das Spirituelle ist *eingelassen* in die alltäglichsten Verrichtungen, in die alltäglichen Verrichtungen ganz gewöhnlicher, fehlbarer Menschen.

Für den kanadischen Philosophen Charles Taylor war die Aufwertung des Gewöhnlichen, die Hinwendung zum *gewöhnlichen* Leben, eine der grossen Wirkungen der Reformation. Die Differenz von ‚heilig‘ und ‚profan‘ bekommt damit eine ganz neue Kontur: Das Heilige ist keine separate Sphäre, weder in zeitlicher noch in räumlicher Hinsicht. Die Bedeutung ‚heiliger Orte‘ wird radikal relativiert. Genauso die Bedeutung ‚heiliger Zeiten‘. Es geht darum, *im Alltag* Christ zu sein. Und *jeder Mensch* ist dazu berufen, an *seinem* Ort, in *seinem* Beruf, als Christ zu leben. Nirgends wird das christliche, spezifisch *protestantische* Profil von Meiers Spiritualität deutlicher, als wenn er sagt: „Ich verstehe auch das Christliche ganzheitlich, eben nicht losgelöst, sondern eingewoben ins Leben hinein: nicht nur als eine Sache für den Sonntag [...], sondern als gewöhnlichen Bestandteil eines gewöhnlichen Lebens.“

Das gewöhnliche Leben, das ist auch das unperfekte und fehlbare Leben, das nicht schnurgerade, sondern kurvige und kantige. In jedem Fall ist es das *endliche*, das *vergängliche* Leben. Aber in Meiers Augen fällt gerade auf den Menschen, dieses verrückte Tier, ein seltsamer Glanz. Das Heil sieht er nicht in einer Perfektionierung des Menschen und einer Eliminierung des menschlichen Faktors. Das Heil sieht er, wenn man so sagen darf, im gnädigen Annehmen der menschlichen Makel.

„Wir müssen weg von diesen mechanistischen Weltbildern, weg von diesem mechanistischen Lebensgefühl.“, sagt er. „Wir müssen wieder den Sternenhimmel betrachten können, ohne nach Sputniks auszuschaun, und man muss vielleicht einmal wieder ein Massliebchen in die Hand nehmen, es betrachten und sogar einen Moment lang darüber staunen können, und man muss einander gelegentlich auch wieder einmal streicheln können [...]. Man muss um Gottes willen wieder menschlicher werden, dem Menschen in uns gerechter werden, weisst Du. [...]

Ich bin für den Menschen, aber für den zerbrechlichen Menschen.

Ich bin auch für die zerbrechliche Schöpfung: sie *ist* zerbrechlich und gerade deshalb wahrscheinlich wunderbar.“

Musik (Agata): Partita No. 2 d-moll BWV 1004, Ciaccona [First Half]

Kübelpalmen träumen von Oasen

I

Samstags kurz vor Winter und die Häuser wundäugig. Die Kübelpalmen träumen von Oasen. Am Himmel wehn die Taubenbänder, und aufgehoben im Gedenken seiner fernen Söhne räkelt sich das Dorf.

II

Die sich an die Tage machen und es Existieren nennen, und die sich an die Leiber machen und es Liebe nennen, und die sich an die Schattierungen des Himmels machen und darob Heimweh kriegen, möchten ihr Dorf wiedersehen, jetzt, vorm Einwintern, ihr Dorf wiedersehen mit den Tauben am grünenden Himmel (wirklich, wenn's einwintert, grünen die Himmel).

Unser Vater, Mitteilungen (Christoph)

Musik (Agata): Partita No. 3 E-Dur BWV 1006, Gavotte en Rondeau